

Die Bedeutung der Muttersprache für die Ichentfaltung

Von Dietmar Lange

Die Beschäftigung mit der eigenen Sprache, dem persönlichen Umgang mit der Sprache und der Bedeutung von Sprachempfinden für die Persönlichkeitsentwicklung ist alles andere als ein trocken-theoretisches Bemühen. Aber welcher Stellenwert einer solchen Beschäftigung in einer Zeit vielfach beklagten allgemeinen Sprachverfalls in unserem Land zukommen müßte, mag den wenigsten bewußt sein.

Bemerkenswert oder bloßer Zufall: Ein Wirtschaftswissenschaftler und kein Vertreter der sprachwissenschaftlichen Zunft, nämlich Prof. Walter Krämer von der Universität Dortmund, ergreift die Initiative, um mit einem „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ gegen die „Kolonisierung des Deutschen“ den Kampf aufzunehmen. Es müsse verhindert werden, so sein Beweggrund, daß die deutsche Sprache „immer mehr zum Pidgin-English zerbröselte.“ Man versteht unter dieser Bezeichnung bekanntlich eine vereinfachte Mischsprache aus Englisch und einer anderen Sprache. Prof. Krämers Befürchtung geht dahin, daß Menschen, die mit Deutsch als Muttersprache aufwachsen, „Goethe und Schiller bald nur noch schwer verstehen“, und das heißt anders formuliert, daß ihnen jedes Empfinden für die Schönheit der deutschen Sprache zumal in der Dichtung verlorengeht. Tatsächlich geben unzulängliche Sprachpflege und vernachlässigtes Sprachbewußtsein hierzulande Anlaß zu ernster Sorge.

Der erwähnte Verein will es sich daher zur Aufgabe machen, Deutsche, die ihre Muttersprache „rüde mißhandeln“, als „Sprachschuster des Jahres“ vorzuführen. Im Dezember 1997 wurde dieser Titel erstmals einer Hamburger Modeschöpferin „verliehen“. Diese hatte u. a. ihr Leben als „eine giving-story“ bezeichnet und verstanden, daß man „contemporary sein“ und das „Future-Denken“ nachweisen müsse. Gegen solche Personen und Medien der Meinungsindustrie, „die jede Sprachneuheit von jenseits des Atlantiks ‚cool‘ und ‚in‘ finden“, wendet sich der Verein.

Vergleichbare Zielsetzungen verfolgt der Erziehungswissenschaftler Dr. Horst Hensel aus Kamen. Auch er befürchtet einen „galoppierenden Niedergang der Muttersprache zu jenem Kauderwelsch, das wegen seiner zunehmenden Durchsetzung mit englischen Wörtern treffend mit dem Begriff

Denglisch bezeichnet“ werden könnte. Für einen Buchtitel wurde bereits die Variante „*Engleutsch*“ geprägt.

Es geht den Verfechtern der deutschen Sprache keineswegs um die Verbannung von Fremdwörtern aus dem allgemeinen Sprachgebrauch, nur sollte man sich gegen die unerträgliche Überwucherung wehren, wenn z. B. in der Werbung Kinder grundsätzlich „*Kids*“ („*Fashion for Kids*“) genannt werden. Geradezu schizophoren wirkt der Ausdruck „*Power-Kids*“ als vermutlich werbewirksamer Beitrag zur Diskussion über Gewalt unter Jugendlichen.

Um Deutsch „*als selbständige Kultursprache retten zu können*“, so argumentiert Prof. Krämer, bedürfe es „*wieder mehr muttersprachlichen Selbstbewußtseins.*“

Der Sprachwissenschaftler Herbert Drube vertrat in seiner 1968 veröffentlichten Untersuchung „*Das anglo-amerikanische Fremdwort im Deutschen seit 1945*“ die Überzeugung, vor allem im Wortschatz sei die geistig-kulturelle Eigenart eines Volkes zu erfassen. Obgleich der Einfluß des Englischen im Vergleich zur Gegenwart noch gering gewesen sei, erschien bereits im Jahre 1899 eine Schrift mit dem Titel „*Wider die Engländerei in der deutschen Sprache*“. Bekanntlich wurde die Vormachtstellung des Französischen im Fremdwortgebrauch gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch eine zunehmende Anziehungskraft des Englischen abgelöst, wofür nach Drube politische, kulturgeschichtliche wie wirtschaftliche Gründe anzuführen wären. So machte sich die immer stärker ausprägende Führung der Angelsachsen auf vielen Gebieten des modernen Lebens auch im Sprachlichen bemerkbar. Doch nach 1945, so weist Drube nach, bedeutete der Zusammenbruch „*auch auf sprachlichem Gebiet einen viel schärferen Einschnitt, als das von der Allgemeinheit bisher wahrgenommen wurde.*“⁴¹⁾ Dafür gibt es eine naheliegende Begründung: „*Weltanschauliche Ratlosigkeit, ein nahezu vollständiger Verlust des deutschen Selbstbewußtseins bei völliger politischer und wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Besatzungsmächten schufen die Voraussetzungen für das Einströmen zahlreicher Fremdwörter in einem Umfang, wie es zuvor nur im Dreißigjährigen Krieg stattfand (...)* Auch hier zeigt sich wieder, daß sprachliche Umschichtungen größeren Ausmaßes immer auch Ausdruck bedeutender kultureller und gesellschaftlicher Vorgänge sind ... Die Stärke der amerikanischen Fremdwortlawine ist dennoch überraschend; sie ist geeignet, den Bestand des deut-

1) Aus „*Deutsche Sprache der Gegenwart - Arbeitstexte für den Unterricht*“, Reclam 1977, S. 62

schen Wortschatzes zu gefährden und vor allem das deutsche Sprachgefühl auszuhöhlen.“²⁾

Zwar läßt sich das massive Eindringen amerikanischer Fremdwörter in die deutsche Sprache durch die Führungsrolle der USA vor allem im wissenschaftlich-technischem Bereich erklären, doch wesentlich für die ungeahnte Verbreitung dürfte die Rolle der Medien, insbesondere der Presse, sein. Die unbekümmerte Handhabung der Sprache infolge der Abhängigkeit von amerikanischen Nachrichtenagenturen und der durch Zeitdruck bedingten stilgefährdenden Kürze erreicht alle Schichten des Volkes in einer Breite, „die das Wuchern der Amerikanismen zu einem bezeichnenden Zug unserer heutigen Umgangssprache macht.“³⁾ Ganze Gruppen deutscher Ausdrücke werden so völlig in den Hintergrund gedrängt, eine Entwicklung, die durch die sogenannte Rechtschreibreform als Angriff auf die Sprache und ihre Differenzierungsmöglichkeiten, noch beschleunigt werden dürfte. Drube belegt mit zahlreichen Beispielen, wie mangelndes Sprachgefühl und Gedankenlosigkeit die Übernahme fremder Sprachmaterialien fördert, und kennzeichnete schon vor 30 Jahren eine Entwicklungsrichtung, die zu Bedenken Anlaß gebe. „Zumindest ist offensichtlich“, so führte er aus, „daß es sich hier längst nicht mehr um eine wünschenswerte Bereicherung unserer deutschen Sprache durch fremde Ausdrücke von überlegener Kraft, Anschaulichkeit oder Begriffsschärfe handelt, sondern um eine weitgehend unbegründete Verdrängung deutschen Wortguts, und das in einem Umfang, der geistige Lähmungerscheinungen anzudeuten scheint.“⁴⁾

Um es nochmals zu betonen: grundsätzlich gilt die Unterscheidung zwischen der Übernahme technischer Grundbegriffe aus dem Amerikanischen und der Aushöhlung des allgemeinen Stilgefühls. „Wenn man beharrlich Fusion statt Verschmelzung, Allianz statt Bündnis, Imitation statt Nachahmung und kontemporäre statt zeitgenössische Lyrik sagt, bestätigt man damit die von der TIMES gerügte ‚sprachliche Unterwürfigkeit‘ der Deutschen und eine fragwürdige Überschätzung des Fremden.“⁵⁾

Die Aufweichung des deutschen Sprachgefühls gilt inzwischen ebenso für die Bereiche Wortbildung und Satzbau („Round-table-Gespräch“, „Auftragsboom“, „handgefinishte“ Damenbekleidung), wobei die Verknüpfung deutscher Vor- und Nachsilben mit englischen Verben be-

2) a.a.O., S.62 f.

3) a.a.O., S. 65

4) a.a.O., S. 67 f.

5) a.a.O., S. 68 f.

sonders abstoßend wirkt (wie z. B. „geoutet“). Lawinenartig prasseln falsche Kausalsätze auf uns nieder, da „Weil-Sätze“ in Anlehnung an die anglo-amerikanische Syntax nicht mehr als Nebensätze empfunden, sondern zu Hauptsätzen mit einleitender Konjunktion (Bindewort) „umfunktioniert“ werden. Diese Unsitte bildet bereits eine Art Markenzeichen für jede vom Fernsehen ausgestrahlte „Talkshow“. Das fällt nur noch den wenigsten auf.

Zu Wahrnehmungsverlusten führt bei Jugendlichen natürlich auch die einseitige Bevorzugung des sogenannten restringierten Codes im Jugendjargon. Vielfalt und Farbigkeit von Sprache, ihre Bildhaftigkeit und Ausdruckskraft werden auf primitivstes Niveau reduziert. Farbigkeit besorgen sich die zusätzlich durch „Techno“-Lärm geschädigten Wahrnehmungskrüppel allenfalls aus der kriminell gehandhabten Sprühdose.

Sprache ist mehr als ein bloßes System von Zeichen zur Verständigung, mehr als Erscheinung gewordene Zusammenfügung von Zeichen und Lautkörper mit Sinnbedeutung zwecks Verständigung. Bedeutung, Klang und Ausdruck bilden eine Einheit mit seelisch-gefühlsmäßiger Bindung an das Gesamtgefüge einer lebendigen Muttersprache. Sie gibt dem einzelnen die Möglichkeit der Welterfassung ebenso wie die der Selbstmitteilung. Sie gehört zur Wesensbestimmung des Menschen, denn sie ist ihm eigentümlich. Ebenso sagt der gepflegte wie der vernachlässigte Sprachgebrauch Wesentliches über einen Menschen aus. Darüber muß sich der einzelne im klaren sein.

Wir unterscheiden innerhalb der Muttersprache eine Reihe von Sondersprachen, wie Dialekte, Mundarten, Umgangssprache, Schriftsprache, Fachsprachen und Jargon. So tritt naturgemäß die Gefühlsbindung im Sprachlichen verstärkt in Erscheinung, wenn die mundartliche Prägung der Muttersprache mit ihrer unverwechselbaren Klangfärbung zum Ausdruck kommt. Das drückte der niederdeutsche Heimatdichter Heinrich Andresen in einem seiner plattdeutsch verfaßten Gedichte so aus:

„... un mööt wi wenen, dörf't wi lachen:
Uns' Plattdüütsch weet dat beste Woort.“⁶⁾

Vom Hochdeutschen unterscheidet sich das Niederdeutsche u. a. durch den Verzicht auf die zweite, die sogenannte hochdeutsche Laut-

6) „Footfast“ Gedichten vun Heinrich Andresen, Hamburg-Wellingsbüttel 1954

verschiebung („dat“ für das, „weet“ für weiß), durch die bereits in althochdeutscher Zeit die Mitlaute (Konsonanten) p, t und k zu f (pf), s und ch verschoben wurden. Während die erste (die germanische) Lautverschiebung, auf die hier nicht eingegangen werden kann, allen germanischen Sprachen gemeinsam ist, folglich auch Merkmal der englischen (angelsächsischen), weist im Unterschied zum Englischen wie zum Plattdeutschen das Hochdeutsche die genannte 2. Lautverschiebung auf. Doch trotz dieser Gemeinsamkeit zwischen dem Englischen und dem Niederdeutschen bewirkt nur diese als muttersprachliche Mundart das Mitschwingen im Gemütsleben selbst bei denen, denen diese niederdeutsche Mundart weniger vertraut ist. Das Wissen um diese Zusammenhänge fördert das Bewußtsein vom Wert der eigenen Muttersprache ebenso wie vom Wert des Erlernens einer Fremdsprache bis zu ihrer sicheren Beherrschung. Fremdsprachliche Literatur hilft andersartige Weltansichten verstehen, die eigene Sprache, die eigene Herkunft und Verwurzelung schätzen und lieben.

„Diese natürlichen Beziehungen, Lautnachahmung, Lautübertragung und Lautgebärde, stiften einen Zusammenhang zwischen der Erscheinungsform der Dinge und gewissen Arten der Lautung. Dadurch bekommen viele, wenn nicht alle Laute eine Gefühls- oder Erlebnisbedeutung, die die Sprechenden in sie hineinhören können, wenn der inhaltliche Zusammenhang entsprechend ist.“ Mit diesen Worten deutet Walter Porzig in seinem Buch *„Das Wunder der Sprache“* (S. 25) den Zusammenhang von Sprache und Gemütsleben an.

Was nun die Funktion der Sprache als Möglichkeit der Welterschließung betrifft, so hat Ludwig Reiners in seinem weitverbreiteten verdienstvollen Werk mit dem schlichten Titel *„Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa“* grundlegende Ausführungen gemacht:

„Die Sprache ordnet die Welt: Aus dem unendlichen Meer der Erscheinungen greift sie bestimmte Gebilde mit gleichen Merkmalen heraus und vereinigt sie mit dem Zauberstab des Wortes zu einem Begriff. Bei dieser Begriffsschöpfung verfahren die einzelnen Sprachen sehr ungleichartig. Verschiedene Sprachen sind verschiedene Weltansichten.“ (S. 15)

Damit richtet sich der Blick bereits auf die philosophische Deutung Mathilde Ludendorffs in ihrem Werk *„Das Gottlied der Völker“*, in dem Sprache als *„Enthüller und Hüter des Eigensangs der Völker“*, wie noch zu zeigen sein wird, als *„Kleinod der Kultur“* und die Muttersprache eines Volkes als *„das unmittelbarste und reichste Gleichnis des Erbgutes“* betrachtet wird. Doch lesen wir zunächst weiter in Reiners *„Stilkunst“*:

„Jede einzelne Sprache durchläuft in ihrer Entwicklung Epochen sehr verschiedener Art. Der Zustand, die Verfassung, in der sich eine Sprache jeweils befindet, entscheidet zum guten Teil, was in dieser Zeit gesprochen, gedacht und gefühlt werden kann. Der Wortschatz wächst oder verarmt, der Satzbau wird schlank oder undurchsichtig, der Ausdruck eigenständig oder formelhaft; diese jeweilige Verfassung einer Sprache steht mit Volkscharakter und Volksgeist in unlöslicher Wechselwirkung. Ob das Denken erstarrt oder beweglich bleibt, ob das Urteil lebendig ist oder konventionell, ob die Geisteshaltung kraftvoll ist oder schlaff und der Geist schwungvoll oder papierern: das alles wird zum guten Teile vom Zepter der Sprache regiert. Wer den Stil bessert, schult Denken und Charakter.“⁷⁾

Damit ist die Beziehung von Muttersprache und Persönlichkeitsentfaltung bereits deutlich angesprochen, nicht minder betrifft die Feststellung das Verhältnis von muttersprachlichem Zustand und Geistesverfassung eines Volkes. „Denn ein geistigeres und innigeres Element als die Sprache hat ein Volk nicht“, erkannte Ernst Moritz Arndt und folgerte daraus schlüssig:

„Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“⁸⁾

Auf die Tatsache, daß Sprache natürlicherweise als etwas Lebendiges entwicklungsbedingt Wandlungen unterliegt, wurde bereits in Verbindung mit den Lautverschiebungen hingewiesen, ohne auf deren Ursachen und auf Einzelheiten eingehen zu können. Es handelt sich um Prozesse, die sich über Jahrhunderte vollzogen haben. Ähnliches ist bei der Entwicklung der Schriften zu beobachten, denn die lateinische wie die deutsche Schrift haben in der römischen Kapitalis Quadrata (2. bis 5. Jahrhundert) ihren gemeinsamen Ursprung. Die entscheidende „Weichenstellung“ erfolgte vom 8. bis 11. Jahrhundert mit der „Karolingischen Minuskel“, aus der sich in der Folgezeit nicht nur die Antiqua-Varianten sowie die runde Schreibschrift, die sogenannte Normalschrift, vom 16. Jahrhundert ab entwickelten, sondern, als eigene Entwicklungslinie, ebenso die verschiedenen Frakturschriften und die Kurrent, die sogenannte spitze Schreibschrift als die dem Wesen der deutschen Sprache gemäßerer Ausdrucksformen. Die Frakturschriften kommen mit ihren reichhaltigeren Gliederungsmöglichkeiten in der Wortzusammensetzung, mit ihren unterschiedlichen S-Lauten und Ober- und Unterlän-

7) Ludwig Reiners, Stilkunst München 1967, S. 15

8) zitiert nach Ludwig Reiners, a.a.O., S. 1

gen, d. h. mit ihrer klaren Lesbarkeit der deutschen Sprache als adäquates Erscheinungsbild entgegen. Sie sind gewissermaßen dem Charakter des deutschen Wortes „*verwandt*“.

Unser heutiges Neuhochdeutsch entwickelte sich über das Mittelhochdeutsche aus dem Althochdeutschen, den mittel- und oberdeutschen Mundarten vom Beginn des 9. Jahrhunderts bis etwa 1100. Das Althochdeutsche ist gekennzeichnet durch eine Fülle farbiger Endvokale in sämtlichen Flexionsarten. Als Beispiel eines überlieferten Sprachdenkmals aus dieser Zeit sei der Anfang aus einem der berühmten Merseburger Zaubersprüche zitiert:

„*Phol ende Uuodan vuorun zi holza.*

du uuart demo Balderes volon sin vuoz birenkit.“

(Vol und Wotan ritten in den Wald. Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt)

Man muß schon genau hinhören, um die Ähnlichkeit mit neuhochdeutschen Wörtern zu erfassen, während die mittelhochdeutsche Sprache (12. bis etwa 14. Jahrhundert) die Ähnlichkeit mit dem Neuhochdeutschen, beginnend mit dem Frühneuhochdeutschen im 15. Jahrhundert, unschwer erkennen läßt. Mittelhochdeutsch war die Sprache der ersten Blütezeit deutscher Dichtung um 1200 in Epik und Lyrik, die Sprache Wolfram von Eschenbachs, des Ritters Hartmann von Aue und Walthers von der Vogelweide, des berühmtesten Sängers „*tiutscher zunge*“. In seiner Spruchdichtung, verfaßt im sogenannten Reichston, bekannte Walther sich entschieden zu deutscher Lebensart, Sprache und Gesittung. Hierzu sei noch angemerkt: unser Wort „*deutsch*“ leitet sich ab aus ahd. „*diutisk*“ = volkstümlich, d. h. in der Sprache des Volkes, im Unterschied zur Gelehrtensprache, dem Lateinischen.

Es gilt, um es nochmals zu betonen, klar zu unterscheiden zwischen natürlichen Entwicklungsprozessen einer Sprache und dem Verfall einer Sprache durch Nachlässigkeit, Schlamperei oder modische Unterwerfung gegenüber allem Fremden. Daß Kenntnisse über sprachgeschichtliche Zusammenhänge und mittelhochdeutsche Literatur – von Althochdeutsch und Altsächsisch ganz zu schweigen – heute in den Gymnasien kaum noch vermittelt werden, von spärlichen Restbeständen einmal abgesehen, ist als Abbau an sprachlich-literarischer Bildung höchst bedauerlich, leistet eine solche Auszehrung im Bildungsbereich allgemeineren Verflachungstendenzen doch letzten Endes nur Vorschub.

Sprachliche Bildung (Kompetenz, wie man heute sagt) im allgemeinen, Erweiterung des aktiven Wortschatzes und die Fähigkeit zum Aus-

drucksreichtum sind unverzichtbare Voraussetzungen, dem Sprachverfall Widerstand entgegenzusetzen, Voraussetzungen für den Vorbildcharakter der geistigen Persönlichkeit. Andererseits verflacht mit der Sprache auch das Denken. *„Wenn Tausende von Worten vergessen werden, gehen mit ihnen Tausende von Begriffen unter. Wenn die Sprache schablonenhaft wird und die Modewörter des Tages den anspruchslosen Sprachbedarf von Millionen befriedigen, dann läuft auch das Denken Gefahr, in einem allgemeinen Brei verschwommener Begriffe zu verschlammern. Wird der Ausdruck unentschieden, der Satzbau unübersichtlich und verschränkt, dann verlieren beide – Sprache und Denken – Schwung, Tatkraft und Leidenschaft.“*⁹⁾

Aus Nietzsches Einsicht *„Den Stil verbessern heißt den Gedanken verbessern“* ergibt sich die weitere Schlußfolgerung:

*„Spracherziehung ist Erziehung des Geistes und des Charakters.“*¹⁰⁾

Sprachpflege bedeutet daher nichts Geringers als Bekenntnis zur deutschen Kultur und Mitgestaltung an der uns überlieferten Kultur zu deren Erhaltung. Denn: *„Jeder Verfall des Volksgeistes schlägt sich in der Sprache nieder, jede Krankheit der Sprache zieht den Volksgeist mit herab“*, warnte schon Ludwig Reiners. (S. 13).

Wie ist es nun aber dem einzelnen möglich, sich Wert und Reichtum der Muttersprache zu verinnerlichen (ein Wort, das heute bereits mancherorts verdächtig erscheint und auf das wir dennoch nicht verzichten sollten, wenn es denn gebraucht wird)?

Wir sollten uns zunächst und grundsätzlich angewöhnen, auf schablonenhafte sprachliche Versatzstücke zu verzichten und dem bewährten, angemessenen Ausdruck stets den Vorzug zu geben. Wir sollten in jedem Fall die Fähigkeit bewahren oder erwerben, Gehaltvolles von Minderwertigem unterscheiden zu können, indem wir beispielsweise die Meister der deutschen Sprache bewußt auf uns wirken lassen, ihre Kunstwerke erschließen und anhand der Leseerfahrung unser eigenes Denken und Sprechen allmählich verfeinern. Vernehmen wir einmal ganz bewußt die Kunst des geschliffenen Dialogs in einem Roman Theodor Fontanes oder die Sprachgestaltung Thomas Manns. *„Den Stil verbessern heißt den Gedanken verbessern“* (Nietzsche), und Stil ist nach Arthur Schopenhauers treffender Aussage die *„Physiognomie des Geistes“*.

Zu den erlesenen Vorzügen der deutschen Sprache gehört der Wortreichtum, den es zu nutzen gilt, die Wurzelhaftigkeit (Prinzip der Wortstämme), die freie Wortstellung und die Logik der Betonung. Wer

9) Reiners, Stilkunst S. 14

10) Reiners, a.a.O.

den Gedanken angemessen darstellen kann, beherrscht ihn wirklich, denn Gehalt und Gestalt (Form) sind in der Sprache untrennbar. Die Form der Aussage ist letzten Endes Prüfstein des Gehalts.

Texte wird man in ihrer sprachlichen Wirksamkeit besser einschätzen und bewerten können, wenn man sich mit den wesentlichen rhetorischen Gestaltungsmitteln auskennt. Schließlich verfeinert solches Wissen Stilempfinden und Sprachgestaltung, und es lassen sich die Strategien politischer Reden, der Werbung und anderer Formen verbaler Verführung leichter durchschauen. In den Dramen Friedrich Schillers – und daraus läßt sich natürlich auch in der Hinsicht viel lernen – nimmt z. B. das Stilmittel der Antithetik (Gegensätzlichkeit) eine beherrschende Stellung ein, ebenso die Inversion (kunstvolle Umstellung im Satzbau) oder die Steigerung mit Höhepunkt (Klimax).

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Schauspiel „*Maria Stuart*“ (II, 3):

„*Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe!*“ (Inversion und Antithetik)

Aus dem „*Don Carlos*“ die bekannten Verse aus der Audienzszene (III, 10):

MARQUIS mit Feuer: „*Ja, beim Allmächtigen!*

Ja – ja – ich wiederhol es. Geben Sie,

Was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie,

Großmütig wie der Starke, Menschenglück

Aus Ihrem Füllhorn strömen – Geister reifen

In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,

Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie

Von Millionen Königen ein König.

[...] *Werden Sie uns Muster*

Des Ewigen und Wahren. Niemals – niemals

Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich

Es zu gebrauchen. Alle Könige

Europens huldigen dem span'schen Namen,

Gehn Sie Europens Königen voran.

Ein Federzug von dieser Hand, und neu

Erschaffen wird die Erde. Geben Sie

Gedankenfreiheit –“

(Emphase, Klimax, Parallelismus, Antithetik)

Wenden wir uns nun der Bildhaftigkeit der Sprache zu, die Lebendigkeit und Anschaulichkeit hervorbringt und zum Wesen des Lyrischen,

der verdichteten Aussage führt. Aus der Fülle lyrischen Schaffens möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf ein sogenanntes Dinggedicht lenken, dessen Aussage sich erst in der Sinnbildhaftigkeit (Symbolik) des verwendeten Gesamtbildes erschließt. Mögen Sie daran erkennen, wie das sprachliche Kunstwerk als Einheit von Form und Gehalt seine Wirkung entfaltet, d. h. Sinnerfassung ermöglicht. Durch Mittel der kunstvollen Formgestaltung, der Wortwahl und des Versmaßes, der metrischen Bewegung also, erreicht der Dichter, daß wir vom sprachlichen Bild einer vorgestellten Wirklichkeit den Sinn des geistigen Gehaltes zu erschließen imstande sind.

Der römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd überfließt,
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede gibt und nimmt zugleich
Und strömt und ruht.

C. F. Meyer
(1825–1898)

Dieses bekannte Gedicht Conrad Ferdinand Meyers ist, das spüren wir beim Lesen und Hören, von vollkommener Ausgewogenheit und im ganzen von seltener Vollendung. Getragen wird die rhythmische Harmonie von den gleichmäßig dahinfließenden vierhebigen Jamben in Verbindung mit dem durchgängigen Kreuzreim des in sich geschlossenen Achtzeilers. Vor unserem Auge entsteht das sprachlich geformte Bild eines schönen Brunnens mit drei übereinander ausgreifenden Schalen und dem ständigen Wasserfluß, den in besonderer Weise und höchst wirksam die Zeilensprünge (Enjambements) lebendig zum Ausdruck bringen. Dreimal verstärken Partizipialkonstruktionen den Eindruck allgemeinen Strömens und dauernden Überfließens („fallend“, „verschleiernd“, „wallend“).

Die metrische Grundstruktur des vierhebigen Jambus erfährt allerdings gleich zu Beginn eine auffallende rhythmische Veränderung. Anstelle der (vom Versmaß her betrachtet) unbetonten ersten Silbe „Auf-“ erzwingt die Bewegung eine gegenläufige Betonung, so daß die Umkehr

in Form eines einzigen Trochäus vorzuliegen scheint. Doch dann folgt die volle jambisch bestimmte Bewegung bis zum Ende des zweiten Verses, wird als gestauter Rhythmus im dritten Vers leicht aufgehoben, ebenso im 5. Vers, um dann in den beiden Schlußversen ruhig auszuweichen. Unterstützt wird diese zur Ruhe kommende Bewegung am Schluß zusätzlich durch die Anaphorik der Konjunktion „und“, die viermal hintereinander Wesentliches verbindet: „nimmt und gibt“ einerseits, „strömt und ruht“ andererseits. Hier dürfte daher die Kernaussage, gleichsam das als Symbol begriffene Wesen des realen Brunnenbildes zu erkennen sein. Und das bedeutet Bewegung und Ruhe zugleich, die Verbindung von Dauer und Wechsel. Dieser Ausklang des Gedichtes wird zusätzlich durch die auffällige Versverkürzung, den zweiehebigen Jambus, betont.

„Der römische Brunnen“ gehört zu jener Gattung von Dinggedichten, wie sie literaturwissenschaftlich genannt werden, die von einem realen Gegenstand über diesen selbst hinausdeuten und im Bild, dem „Ding“, das Sinnbild (Symbol) sichtbar werden lassen. Bei der erkannten Verbindung von Ruhe und Bewegung stellt sich der Bezug zum Leben allgemein, zur Natur und schließlich zur kosmischen Dimension der Betrachtung ein. Auch das menschliche Leben gleicht dem Bild des Brunnens, ist von Nehmen und Geben erfüllt, ebenso von der Polarität von Ruhe und Tätigkeit, Besinnung und aktivem Handeln. Dabei sollte der Blick weniger auf materielle Güter gerichtet sein, das Nehmen bezieht sich in dieser gedanklichen Übertragung mit Sicherheit zunächst auf innere Werte, wie Vertrauen, Freundlichkeit und Freude, auf geistig-kulturelle Werte und ihre göttliche Ausstrahlung. Das klare Wasser des Brunnens erinnert schließlich an Schillers Wort: „Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit?“ Und wir wissen: unter Wahrheit ist hierbei Erkenntnis oder Weisheit zu verstehen.

Nehmen wir deshalb auch dieses kleine sprachliche Kunstwerk entgegen als vielfältige Anregung zum Nachdenken, nachdem wir die Schönheit der Sprachgestaltung als besondere Gabe in uns aufgenommen haben.

Doch wenden wir uns nunmehr jenem Aspekt von fundamentaler Bedeutung zu, den uns die Erkenntnis Dr. Mathilde Ludendorffs über den Zusammenhang von Muttersprache und Erbeigenart eines Volkes bewußt werden läßt. In ihrem kulturphilosophischen Werk „Das Gottlied der Völker“ widmet sie ein Kapitel der Sprache als dem unmittelbarsten und reichsten „Gleichnis des Erbgutes“. Unter Hinweis auf die Forschungsergebnisse namhafter Sprachwissenschaftler legt die Philoso-

phin dar, wie unterschiedlich die Gehalte von Worten in verschiedenen Sprachen sind, daß bei Übersetzungen, mögen sie noch so sorgfältig ausgeführt sein, der semantisch präzise Wortsinn unerfaßt bleibt. Gerade die Wortprägung gewährt untrüglich Einblick in das Erbgut eines Volkes, vor allem im Hinblick auf „Kulturworte“, wie „Weihe“, „Heil“, „Ehre“, „Pflichtbewußtsein“, die es in anderen Sprachen in dieser ganz bestimmten Ur-Bedeutung gar nicht gibt. Der vertiefte Gehalt solcher und ähnlicher Kulturworte unserer Sprache läßt sich vielleicht umschreiben, doch Übersetzungen treffen hier nicht das Wesensgemäße. Mathilde Ludendorff führt hierzu aus:

„Der Gehalt an Kulturworten ist ein leuchtendes Zeugnis für die Gottnähe des Erbguts, für die hohe Entfaltung des Ichs, die es einst geschaffen. Ein Reichtum an vergeistigten Worten ist bei allen Rassen ein Zeugnis, daß die Sprachschöpfer sich mit dem Gleichnis des Erbguts noch nicht begnügten und in ihrem eigenen Leben es überragten.

Doch nicht nur die Ichentfaltung, die das Erbgut einst schuf, nein auch das Zugehören zu einer ‚Schacht‘- oder einer ‚Lichtlehre‘ müssen uns Worte der Muttersprache, die der Beziehung des einzelnen Menschen zum Göttlichen Ausdruck verleihen, verraten. Das Selbstvertrauen der ‚Lichtlehre‘, das Wissen, daß Göttliches in ihnen lebt und daß sie die Kraft auch haben, sich dem Göttlichen zu einen, wird einen Reichtum an Worten für das Erlebnis des Gottesstolzes enthalten, wie dies unsere Muttersprache zeigt durch die Worte: ‚Stolz, Mut, Kühnheit, Tapferkeit, Ehre, Freiheit‘ und andere mehr.“¹¹⁾

Hinzu kommt die Verbindung der beiden Erkenntnisweisen unseres Bewußtseins, Wahrnehmung und Vernunft, mit den göttlichen Wünschen. Der Menschenseele offenbart sich das Gottgleichnis der Natur und der Kultur und befähigt sie zum Miterleben. Und auch in dieser Hinsicht läßt die Muttersprache Wesentliches über den „Eigensang“ der Völker erkennen, offenbart sich das „Geheimnis der Vielgestaltigkeit der Rassen“ (a.a.O., S. 365), deren Wahrnehmungen und Welterfahrungen durchaus unterschiedlich sind. Zur Frage der unterscheidbaren Eigenarten lesen wir in dem genannten Werk:

„Formen, Farben und Tiefenwahrnehmung kündigt das Auge der Seele, und jede dieser drei gewählten Übermittlungen eignet sich in anderer Weise, göttliche Wesenheit im Gleichnis der Natur der Seele zu enthüllen. So gibt unser Wissen uns die Gewißheit, daß jede dieser drei Formen in unterschiedlichem

11) Mathilde Ludendorff: Das Gottlied der Völker (Auflage 1956), S. 361 f.

Grade der Enthüller göttlichen Gleichnisses in jenem Erberleben gewesen sein kann.

Unbekümmert darum, ob die heute noch lebenden Rassen und Völker in den vielfach nicht mehr reinen, urtümlichen Sprachen uns dies noch beweisen, wissen wir, daß ein Erberleben möglich gewesen ist, welches vor allem in Farben, ein zweites, welches vor allem durch Formen, ein drittes, welches vor allem durch Tiefenwahrnehmung das Göttliche in der Erscheinung erkannte. Ja, wir wissen, daß entweder eine der drei Weisen der Wahrnehmung ausschließlich oder zwei, oder endlich alle drei in gleichem Grade Enthüller des Göttlichen in der Erscheinung gewesen sein könnten, und daß solche Eigenart auch in der Muttersprache des Volkes sich dann andeuten muß.⁴¹²⁾

Das ist der Grund, weshalb Ludwig Reiners seine „Stilkunst“ mit der launigen Frage beginnt:

„Waren die Griechen farbenblind?“ Er belegt anhand literarischer Beispiele, daß das griechische Wort xanthon sowohl für rot als auch für grün verwendet wurde. Reiners folgert aus verschiedenen Beispielen, daß ein Volk aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Farbschattierungen andere Farbtöne zu einem Begriff vereinigt als wir. Als gemeinsames Merkmal könnte z. B. der Helligkeitsgrad eine Rolle spielen. So unterscheiden amerikanische Urwaldstämme 50 verschiedene Namen für die Spielarten der grünen Farbe, kennen dagegen aber kein gemeinsames Wort für die Farbe grün. Nach Humboldt sagt die Verschiedenheit der Sprachen etwas über die Verschiedenheit der Weltansichten aus. „Genau genommen“, legt Reiners dar, „deckt sich nie ein Wort einer Sprache mit dem einer anderen, eben weil die Worte keine Etiketten gegebener Dinge sind, sondern mannigfaltige Erscheinungen zu einheitlichen Begriffen zusammenfassen.“ (a.a.O., S. 8) Als Beispiele aus der deutschen Sprache führt der Verfasser an: Gemüt, Sehnsucht, Stimmung, Gesinnung, fördern, wandern, aus der französischen etwa élan, esprit, frivolité.

Eindrucksvoll bestätigt den Zusammenhang von der Schönheit einer natürlichen Umwelt und dem Sprachschatz eines Volkes die „Weltansicht“ der Polynesier auf Samoa und den benachbarten Inseln. Mathilde Ludendorff schreibt darüber:

Rings umflutet von tiefblauen, endlosen Weiten des Meeres war das Eiland, auf dem die Vorfahren lebten; umbraust von den klingenden Wogen des tiefblauen Meeres war auch das kleine Fahrzeug, auf dem sie sich einst einsam auf die wogende See getraut. Durch das Bild der Sterne die Richtung sich suchend, fuhren sie sicher auf viele Tage und

12) Mathilde Ludendorff, a.a.O., S. 366

Nächte während der Fahrt wagemutig über die Weiten des Meeres. So innig verwob sich da ihre Seele mit ihm, daß sie dem Lande fast untreu waren, daß das Meer ihnen Heimat der Seele bedeutet. Wie darf es wundern, daß das Gotterleben des Volkes, das die Nachfahren in Wort und Dichtwerk der Lieder im Gleichnis einander vertrauen, uns dann auch zeigt, wie sehr das endlose, tiefblaue Meer ihnen zum Sinnbild des Göttlichen wurde. Das Wort für die tiefblaue See Moana bedeutet für sie zugleich auch das Unendliche, das Grenzenlose, das Göttliche. Lebendig bewegte, leuchtende Farbe, grenzenlose Weite, scheinbare Unendlichkeit und Liedklang der Wogen dünkten ihnen das klarste Sinnbild des Göttlichen in der Erscheinung. Die Muttersprache aber wird uns zum Zeugen, welche hohe Bedeutung in diesem Volke Farbe, unendliche Weite und Liedklang besitzen. Auch die Dichtkunst enthüllt die tiefe Verwebung mit solchem Gottgleichnis. Als Beispiel sei ein Lied dieses Volkes gewählt, das in jenem genannten Buche (Tangaloa von Dr. phil. Reche) in Übersetzung wiedergegeben ist und uns in seiner Tiefe und Schönheit erschüttert.

*„Wenn du das Meer nicht geschaut hast –
das Meer mit den spielenden Wellen
und schäumenden Wogen im Sturm
und den endlos sich dehrenden Weiten
verrauschend im All –
Wenn dir das Lied nicht geworden,
von Wellen und Winden gesungen,
aus sehrender Tiefe der Flut
und des Meeres vergessenen Fernen
– das Lied von der See –
Schweige! Du hast in der Gottheit
erhabenes Antlitz noch niemals
geschaut und ihr Wehen verspürt.
Denn nur Sehnsucht allein darf ihr nahen.
Sehnsucht ist Meer.“⁽⁴³⁾*

Wie die Erkenntnisse der Sprachforschung die Bedeutung der Muttersprache für das seelische Leben eines Volkes bestätigen, so enthüllt die philosophische Erkenntnis die Fähigkeit des einzelnen zur Ichentfaltung durch sein Verhältnis zur Muttersprache. Die Menschenseele trägt

13) Mathilde Ludendorff, Das Gottlied der Völker, S. 367 f.

als „Hort der Kultur“ und des „Eigensanges ihres Volkes“ hohe Verantwortung. Die Philosophin weist darauf hin, „daß unsere Sprache die Wortgleichnisse, die sie zum Ausdruck des Gotterlebens sich wählt, nicht den Farben, nein der Tiefenwahrnehmung und den Formen entnimmt. Wir sprechen daher von einem ‚erhabenen‘, von einem ‚hohen‘, von einem ‚tiefen‘ Erleben und wissen sehr wohl, daß all dies uns göttliches Leben andeuten soll. Nicht das Gleichnis der Farbe für das Göttliche aber wählt unsere Sprache, nein, in innigem Anschmiegen an das Sehnen der Vorfahren zur Sonne die Worte ‚Licht‘, ‚Leuchten‘, ‚Strahlen‘ und ‚Flammen‘.“¹⁴⁾

Kein Werk der Kultur kann so segensreich wirken, „um die innige Verwebung, die durch die angeborene Eigenart des einzelnen schon gesichert ist, nun erst voll zu entfalten, wie das unsterbliche Werk der Volksseele selbst, die Muttersprache des Volkes.“ (a.a.O., S. 380) Was von frühester Kindheit an vorbereitet ist, das vollenden sprachliche Kunstwerke der Dichtung und Lieder des Volkes auf eigenen Wegen hin zum Göttlichen. In der Wortgestaltung Mathilde Ludendorffs wird dies so zusammengefaßt:

„Das Erbgut selbst, die Sprache des Volkes und die unsterblichen Werke der Kultur einen sich hier in dem innigen Sehnen, die Seele zum Einklang mit ihrem Erbe zu führen. Und sie selbst erfüllt dieses Sehnen durch ihre eigene Eigenart, die dem Erbgut verwandt ist, durch die willige Hingabe an die Muttersprache, die sie vom ersten Tage des Lebens auf diesen Einklang hinlenkt, und das willige Öffnen der Seele für den Einstrom aller Kultur des Volkes, die von einzelnen Kulturschöpfern ausgeht.“¹⁵⁾ Bezogen auf das Thema dieses Vortrags heißt es dann noch:

„Durch die unendliche Fülle der Eigenart der Begabung zum Hüter des Eigensanges des Volkes geboren, wird dann im Laufe des Lebens sich die einzelne Seele zum Horte dieses köstlichen Gutes entfalten, wird ihm immer unlöslicher angeschmiegt sein in ihrem Erlebnisgehalt.“ (S. 383)

Mit solchem Wissen gilt es die heutigen Bedrohungen und Gefahren zu bedenken. Widersetzen wir uns aus solcher Überzeugung bewußt und klar und zielstrebig durch verantwortungsvollen Umgang mit der deutschen Sprache den zerstörerischen Tendenzen unserer Zeit! Besinnen wir uns auf die herrliche Möglichkeit, die ein Sinngedicht, ein Distichon Friedrich Schillers, offenbart:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren:
Was sie willenlos ist, sei du es wollend – das ist's!“

14) a.a.O., S. 373

15) Das Gottlied der Völker, S. 382 f.

Geistiges Streben und seelische Entfaltung bedürfen mithin der Willenskraft, wurzelnd im Urgrund der Muttersprache.